



ELA
MEYER

ES WAR
SCHON
IMMER
ROMAN
ZIEMLICH
KALT

LESEPROBE

GOYA

Eine Art zu lesen
Eine Art zu fliegen

GOYA

ELA MEYER

**ES WAR
SCHON
IMMER ROMAN
ZIEMLICH
KALT**

GOYA

Das Hörbuch »Es war schon immer ziemlich kalt«
erscheint bei GOYALiT.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.goyaverlag.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Verlag GOYA dazu
entschieden, keine Plastikfolie zum Einschweißen der Bücher zu verwenden.

Für meine Mutter



1. Auflage 2022

Verlag GOYA © 2022 JUMBO Neue Medien & Verlag GmbH, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Fabia Schubert

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Warnock Pro

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8337-4456-3

Hannes und ich saßen am ersten milden Frühlingsabend auf der Hafentreppe und starrten schweigend aufs Wasser. Unter uns wälzte sich die Elbe vorbei, die Lichter vom Freihafen und den Industrieanlagen spiegelten sich auf der schwarzen Wasseroberfläche. Hannes öffnete den Mund nur, um Bier zu trinken, und ich störte ihn nicht in seinen Gedanken, war schläfrig und dankbar, nicht sprechen zu müssen. Ich empfand die Stille zwischen uns wie einen Gleitflug, frei von Anstrengung. Erst auf dem Weg nach Hause redete er mit mir.

»Ich zieh nach Friesland zurück. In unser Dorf«, sagte er, ohne mich anzusehen.

»Schon klar.« Ich grinste und wartete darauf, dass auch er grinsen würde, aber sein Gesicht blieb ernst.

»In zwei Monaten.«

»Du spinnst!«

Hannes schüttelte den Kopf.

Vor Jahren stand ich einmal auf einem abgeernteten Maisfeld, gleich hinter unserem Dorf. Eine riesige Fläche, die abgemähten Stoppeln ragten wie Stacheln aus der Erde. Von hinten näherte sich ein Rauschen, das ich nicht einordnen konnte. Ich drehte mich um und sah eine Wand aus Regen auf mich zurasen. Mir blieb gerade noch Zeit, die Kapuze aufzusetzen, da hatte sie mich schon erreicht. Kaltes Wasser trommelte auf meinen Kopf, umschloss mich, drang durch meine Jacke. Innerhalb von Sekunden war ich durchnässt, hatte das Gefühl, zu schrumpfen, und ich hockte mich auf den Boden, umschloss meine Beine mit den Armen, um mich vor dem Regen und der Kälte zu schützen.

Jetzt, nach Hannes' Ankündigung, kam es mir vor, als würde ich wieder auf diesem Feld stehen. Er räusperte sich, als wollte er etwas sagen, aber es kam nichts. Ich beschleunigte meine Schritte, und wir bogen in unsere Straße ein. Die Laternen versprühten weißes Licht, das uns aber nicht erreichte. Alles viel zu dunkel: der Spielplatz, die Büsche, die vollgesprayten Hauseingänge und Toreinfahrten. Unter einem geparkten Auto schoss eine Katze hervor und flitzte vor unseren Füßen über den Weg. Für einen kurzen Moment wurde mir schwindelig. Ob vom Alkohol, von der Müdigkeit oder von Hannes' Ankündigung – schwer zu sagen.

»Aber warum? Was willst du da?«, fragte ich und wühlte in meiner Umhängetasche nach dem Schlüssel.

»Die Autowerkstatt von meinem Opa wieder aufmachen.«

»Das heißt, du bleibst länger?«

»Ich zieh da hin.«

»Nach Friesland? Aufs Dorf?«

»Ja, hab ich doch eben gesagt.«

Wir stapften die Treppe hoch, ich vorweg, Hannes hinter mir her. Durch die Fenster in den Eingangstüren der anderen Wohnungen schien kein Licht. Es war nach ein Uhr nachts, und ich spürte die Müdigkeit in mir hochkriechen, war seit sechs Uhr morgens auf den Beinen. Kein Wunder, dass mir Hannes' Ansahe die Sprache verschlug. Er hatte den Moment günstig gewählt, spekulierte vermutlich darauf, dass ich zu fertig wäre, um mit ihm zu diskutieren.

Oben angekommen, steuerten wir ohne Umwege die Küche an. Ich schnitt dicke Scheiben Brot ab, die Hannes mit Käse belegte und in den Sandwichtoaster schob. Ganz das eingespielte Team, das wir waren. Er holte zwei Flaschen Bier aus dem Kühlschrank, und wir stießen an.

»Insa?«

»Hm?«

»Bist du sauer?«, fragte er.

Sauer, verwirrt, ich wusste es nicht. Hatte nicht vergessen, welche Befreiung es gewesen war, als wir Friesland hinter uns gelassen hatten, damals vor acht Jahren. Jedes Mal, wenn ich an unser Dorf dachte, war dort Winter. Um zu den anderen Jahreszeiten vorzudringen, musste ich tiefer in meinem Gedächtnis schürfen. Als erstes Bild tauchte immer das letzte Stück meines Heimweges vor mir auf. Es war die Abkürzung, die ich jeden Tag mit dem Rad nahm. Die Erinnerung endete stets fünfhundert Meter vor unserer Haustür, die ich nie erreichte. Wie ein Standbild, ich am Ende des Hohlwegs, Pfützen, in denen sich schmierig-braun das Wasser sammelte, Nieselregen, meine Hände am Lenker wie festgefroren, die Bäume kahl, die Rinde schwarz von der Feuchtigkeit. Das Grau des Himmels und die kurzen Tage, die die Sonne an den Rand der Welt verdrängt hatten. Stillstand, die Stille so still, dass sie in den Ohren dröhnte. Nicht nachvollziehbar, dass er dorthin zurückwollte.

Hannes stapelte die fertigen Brote auf einem Schneidebrett und stellte es auf den Tisch. Wir hockten uns nebeneinander aufs Küchensofa, ich breitete die Woldecke über uns aus, und wir schnappten uns jeder einen Käsetoast. Seit wir zusammenwohnten, hatte ich mir das Schlingen angewöhnt. Hannes war ein schneller Esser, wenn es darum ging, zu teilen, musste ich dafür sorgen, nicht zu kurz zu kommen. Er behauptete, ich würde mindestens so ein Tempo vorlegen wie er, weshalb er aufpassen müsse, nicht abgehängt zu werden, wollte mir nicht glauben, dass er mit dem Wettfuttern angefangen hatte. Gierig riss ich mit den Zähnen große Stücke vom Toast ab, wobei ich mir den Gaumen verbrannte.

»Mir wäre es auch lieber gewesen, noch zu warten«, sagte Hannes. »Aber meine Oma macht Druck.«

Ich formte ein O mit den Lippen, sog kühle Luft ein und nickte fragend in Hannes Richtung.

»Der Bauer, der seine Maschinen in der Werkstatt unterstellt, braucht den Platz bald nicht mehr, weil er sich eine eigene Scheune baut. Meine Oma meint, wenn ich jetzt nicht zusage, dass ich die Autowerkstatt wiedereröffne, verkauft sie. Das ist meine letzte Chance.«

Schon als Kind hatte Hannes immer nur Automechaniker werden wollen, hatte sich jede freie Minute bei seinem Opa in der Werkstatt herumgedrückt und davon geträumt, sie eines Tages zu übernehmen. Wir waren fünfzehn Jahre alt, als er Nico und mir vorschwärmte, wie er später die Wände neu kalkan und in dem angrenzenden Raum eine Teeküche einbauen würde.

»Mit Sofas zum Abhängen und immer einer Kanne Tee mit Rumkluntjes.« Rumkluntjes waren damals voll angesagt bei uns.

»Und dann veranstalte ich Konzerte, Heavy Metal auf der Hebebühne.«

»Keinen Punk?«, hatte Nico gefragt.

»Doch auch, aber Metal wegen Metall, Autowerkstatt.«

»Jaja, schon kapiert.«

»Und in die Werkstattgrube projizieren wir Horrorfilme. Oder ich spann draußen am Tor eine Leinwand, und davor parken die Leute. Frieslands erstes Autokino!« Hannes wurde immer lauter, klang mittlerweile wie ein Jahrmarktschreier.

»Willst du dann trotzdem noch Autos schrauben? Ich meine, trotz Autokino und Konzerten?«, fragte ich.

»Na klar, ist doch das Wichtigste!«

Hannes' Ambitionen waren also nicht neu. Aber wie ernst es ihm tatsächlich damit war, hatte ich unterschätzt, obwohl er seinem Ziel Jahr für Jahr wie ein Aufziehhauto entgegengetuckert war. Lehre, Gesellenzeit, Meisterschule, immer am Schrauben und noch immer nicht genug davon.

»Ich sollte nicht so überrascht sein, oder?«, fragte ich.

»Nee, ich hab immer gesagt, dass ich das irgendwann machen will.«

»Eben, irgendwann. Ich dachte, wenn wir älter sind. Aber doch nicht jetzt. Und was wird dann aus deiner Band, deinen Freunden, deinen Lovern und ... was wird aus mir?«

Ich hatte geglaubt, die Werkstatt gehörte zu der Sorte von Träumen, die man ein Leben lang hegt, aber nie verwirklicht. Weil der Traum dann kein Traum mehr wäre, weil er irgendwann so groß geworden war, dass seine Verwirklichung niemals den an ihn gerichteten Erwartungen gerecht werden konnte. Vielleicht hatte ich das auch nur glauben wollen. Ich ballte die linke Hand, die auf meinem Oberschenkel lag, zur Faust, hob sie auf Schulterhöhe und ließ sie knapp neben Hannes' Hand auf die Tischplatte fallen. Ich fühlte mich völlig überrumpelt, bisher hatte er mich immer in seine Planungen einbezogen und mich nicht vor vollendete Tatsachen gestellt. Unsere Blicke trafen sich, und an der Art, wie er den Mund seitlich verzog, erkannte ich sein Unbehagen. Seine Finger schoben sich die wenigen Zentimeter bis zu meiner Faust, die wie ein toter Vogel zum Liegen gekommen war. Er machte Anstalten, seine Hand auf meine zu legen, aber ich zog sie weg und versteckte sie unter der Achsel.

»Du könntest mitkommen«, sagte er.

»Zurück nach Friesland?«

»Ja, warum nicht?«

»Aufs Dorf?«

Er nickte, und ich schüttelte den Kopf. Hannes lachte. »Was denn? Wenn ich zurückgehe, kannst du das auch.«

»Eine Woche würde ich mir geben, höchstens. Nach einem Tag mit meiner Mutter krieg ich schon die Krise.«

»Das liegt aber nicht am Dorf.«

»Na und? Ich will hier nicht weg.«

Unsere Wohnung war klein, die Küche mit dem Sofa der größte Raum. Hannes hatte sich ein Hochbett in sein Zimmer gebaut. Darunter staute sich sein auf Flohmärkten und vom Sperrmüll zusammengetragener Krempel. Fahrrad- und Mofateile,

rostige Werkzeuge, seine Sammlung altertümlicher Trockenhauben, die wie Lampenschirme an den Wänden hingen und die er als Kleiderständer benutzte. Nach und nach waren aus seinem Zimmer immer mehr Sachen in die restliche Wohnung geschwemmt. Mein Blick fiel auf den Topfuntersetzer in Katzenform, die Spielesammlung, mit der wir nie spielten, den vor Jahren angefangenen und immer noch nicht fertigen Fliegenvorhang aus Kronkorken. Unvorstellbar der Gedanke, dass all das verschwände, wenn er auszog.

»Leicht fällt es mir auch nicht, hier abzuhausen, das kannst du mir glauben. Aber ich bin ja nicht aus der Welt. Hab lange genug davon geträumt, nun ist auch mal gut. Du weißt schon: jetzt oder nie! Außerdem ist es meiner Oma nur recht, wenn sie nicht mehr länger allein in dem großen Haus leben muss.«

»Du ziehst bei ihr ein?«

»In die obere Etage, in die Wohnung, die seit Jahren leer steht, da wo früher die alte Wilken gelebt hat. So haben wir beide unseren eigenen Bereich, und ich bin bei ihr, wenn mal was ist. Sie wird langsam 'n beten tüdelig. Aber keine Sorge, ich werde auch dauernd hier sein und dich besuchen und proben und Großstadtluft tanken.«

Auf dem Brett lag noch ein Toast, ich schnitt es in der Mitte durch. Der Käse zog sich wie Kaugummi zwischen den beiden Hälften. Ich wickelte mir die Fäden um den Zeigefinger und lutschte sie ab.

»Weißt du, was komisch ist?«, fragte Hannes und biss in sein Stück. »Mit jedem Jahr, das ich nicht mehr dort wohne, erscheint mir das Dorf idyllischer. Ich weiß nicht mal mehr, warum wir es da so scheiße fanden.«

»Soll ich es dir erzählen?«

»Nee, lass mal.«

Das Dorf bestand aus einer Ansammlung von Höfen und Einfamilienhäusern inmitten riesiger Monokulturflächen, auf

denen vor allem Mais wuchs. Wenn es nicht nach Gülle stank, wurden Pestizide gespritzt. Hinter den Feldern erstreckte sich nichts als Wiesen, im Sommer grün, den Rest des Jahres braun oder gelb, und vereinzelt vom Wind gekrümmte Bäume. Dann kam irgendwann der Deich, und dahinter lagen die Nordsee und das Watt. Kilometerweit graubraune Matsche, bis zum Horizont, ab und an vom Meer unter Wasser gesetzt. Ich habe die Nordsee fast nie wirklich gesehen, meistens ist sie abwesend und streckt der Welt das nackte Wattenmeer entgegen. Der ewige Wind, die einsamen dunklen Winter, die Eintönigkeit der Landschaft und die Abgeschiedenheit waren nur einige Gründe, weshalb ich froh war, nicht mehr dort leben zu müssen.

Der Kühlschrank sprang an, zwei Gläser klirrten aneinander, schienen direkt in meinem Kopf zu klirren. Ich stand auf und rüttelte am Kühlschrank, bis er verstummte. Dann zog ich meinen Tabak aus der Tasche und drehte mir eine. Meine linke Hand fühlte sich seit zwei Tagen taub an, als wäre sie eingeschlafen, und obwohl ich dauernd an ihr herumdrückte und sie schüttelte, wurde es eher schlimmer als besser. Die Kippe hatte die Form eines Regenwurms.

»Solange du nicht von mir erwartest, dass ich mich für dich freue«, sagte ich zwischen zwei Zügen.

Hannes nuckelte an seinem Bier und duckte den Kopf. Ich kannte das von ihm, dieses Halseinziehen, als wäre er aus Gummi. Das hatte er zu Hause bei seinen despotischen Eltern gelernt, vor denen er sich auch immer wegducken musste.

»Was ist mit deinen Alten? Hast du ihnen schon die frohe Kunde überbracht, dass ihr bald Nachbarn sein werdet?«

»Oma hat es ihnen erzählt.«

»Und? Freuen sie sich?«

Hannes antwortete nicht, vermied meinen Blick, sah stattdessen zur Uhr, die in Form eines Apfels über der Spüle hing. Ein Rankgewächs, das ich von meiner Mutter geschenkt bekommen

hatte, schmiegte sich um das Ziffernblatt, es sah aus, als würde der Apfel eine grüne Perücke tragen. Inzwischen war es zwei Uhr morgens, und ich war seit über zwanzig Stunden wach.

»Macht bestimmt Spaß, sie jeden Tag zu sehen.«

Er antwortete nicht.

»Kannst sonntags immer schön mit ihnen essen.«

»Ist gut, ich hab verstanden. Du findest die Idee zum Kotzen. Aber denk auch mal an meine Oma.«

»Okay, nur mal angenommen, deine Oma wäre noch fit oder schon tot. Würdest du dann auch zurückgehen?«

»Sag so was nicht!« Es entging mir nicht, wie Hannes reflexartig mit der rechten Hand ans hölzerne Tischbein klopfte. Er glaubte, damit Unheil und Pech abzuwenden.

»Stell dich nicht so an. Würdest du? Ja oder nein.«

»Ja.«

»Also, dann komm mir nicht mit der Samariternummer.«

Hannes wurde rot, der Kühlschrank sprang wieder an, und die Gläser klirrten erneut. Ich trat dagegen, und er verstummte. Viel lieber hätte ich Hannes getreten. Ich schluckte die Tränen hinunter, die sich ihren Weg hinausbahnen wollten, legte den Kopf in den Nacken und sah an die Decke, damit sie wieder zurückrollten, dorthin, von wo sie gekommen waren. Über mir schaukelten Spinnweben und Staubfäden im Luftzug, der durch die undichten Fenster drang.

Hannes war seit dem Kindergarten mein bester Freund, war wie ein drittes Bein, an das ich mich gewöhnt hatte und das mir Stabilität und Standhaftigkeit gab. Wir benutzten dieselbe Gesichtscreme, hatten Magendarmgrippen, Herpes und Läuse miteinander geteilt, und die Vorstellung, ohne ihn auf Konzerte, in die Kneipe oder ins Kino zu gehen, ohne ihn zu kochen und zu essen, Fernsehen zu glotzen und herumzuhängen, verursachte mir Übelkeit. Es war, als hätte er mir die Decke weggerissen, unter der wir beide eben noch nebeneinandergesessen hatten.

»Ich wollte nie wirklich weg aus Friesland.« Hannes' Stimme hatte einen trotzigsten Ton angenommen. »Du warst die, die dauernd rumgejammert hat, wie schrecklich sie da alles findet. Mir gefällt es dort, die Ruhe, die frische Luft, die Weite.«

Der Stillstand, die Gülle, die dörfliche Enge hätte ich dagegen setzen können. Aber er hatte recht. Nico und ich waren es, die die Tage gezählt hatten, bis wir dem Ganzen endlich den Rücken kehren konnten. Hannes war zufrieden gewesen mit dem Geschraube bei seinem Opa, seiner improvisierten Mofawerkstatt, unserem Schuppen und der Band. Wenn er nicht so viel Stress mit seinen Eltern gehabt hätte, die weder seine Berufswahl akzeptierten – sie hatten den Plan gehabt, dass er mal ihre Apotheke übernahm – noch dass er schwul war, wer weiß, vielleicht wäre er sogar geblieben.

»Dann sei doch froh, dass du das alles bald wiederhast«, sagte ich.

»Bin ich auch.«

»Dann ist ja gut. Seit wann steht dein Plan?«

»Als ich nach Neujahr meine Oma besucht habe, kam das Thema auf, aber fest ist es erst seit gestern. Da hab ich mit der Bank geredet, wegen Kredit und so.«

Das Lachen tat mir im Hals weh. Hannes auf der Bank wegen Kredit und so. Ich erinnerte mich an die riesige Dose Neujahrskuchen, die seine Oma ihm mitgegeben hatte und die, inzwischen leer, oben auf dem Regal stand. Mit keinem Wort hatte er die Werkstatt erwähnt, weder am Abend seiner Rückkehr, als wir die Dose erst bei Tee und später bei Grog fast geleert hatten, noch in den folgenden Tagen.

»Warum hast du mir nicht früher was gesagt? Das war vor drei Monaten!«

»Ich hatte Angst, dass du sauer wirst, und ich wusste ja auch nicht, ob es klappt.«

Da war sie wieder, Hannes' Angst vor Konflikten. Mir war klar,

wie schwer es ihm fiel, mich in seine Zukunftspläne einzuweißen. Er musste gewusst haben, dass ich nicht begeistert sein würde, da ich nicht in ihnen vorkam. Wie es aussah, wäre er am liebsten in der Sofaritze verschwunden. Zog immer schnell den langen, dünnen Hals ein und machte sich klein, wenn es mal ungemütlich wurde. So wie jetzt, die schlaksigen Arme und Beine unter der Decke zusammengeklappt, die dünnen blonden Haare vom langen Tag an den Kopf geklebt, die Brille schief auf der Nase, die er zu klobig fand, ich aber genau richtig. Manchmal beneidete ich ihn um diese Nase, die ohne Hemmung groß und krumm zwischen seinen hohlen Wangen thronte. Ohne diesen Zinken würde er vermutlich belanglos aussehen. Jetzt wirkte Hannes traurig, müde und ein bisschen betrunken. Alles in seinem Gesicht hing schlaff nach unten. Vermutlich sah ich ähnlich aus.

»Los, lass uns schlafen gehen«, sagte ich, nahm meine Tasche vom Stuhl, die ich vorhin daraufgeworfen hatte, und verließ die Küche. Erst als ich die Tür zu meinem Zimmer geschlossen hatte, hörte ich, wie Hannes vom Sofa aufstand und ins Bad schlurfte. Mein Körper sank tonnenschwer auf die Matratze. Eine Wohltat, dieser Schmerz der Entspannung. Ich angelte nach dem Kuli, der neben meinem Bett auf dem Boden lag, und markierte, bis wohin die Taubheit meiner linken Hand reichte. Die zweite Linie verlief mehr als einen Zentimeter über der ersten von heute Morgen. Mit der Rechten knipste ich die Nachttischlampe aus. Wäre ich weniger müde gewesen, hätte ich mir vielleicht mehr Sorgen gemacht, aber so schloss ich einfach die Augen, und der Schlaf überfiel mich wie ein ausgehungertes Tier.

Am nächsten Morgen erwachte ich vom Zuknallen der Wohnungstür. Hannes' Schritte polterten die Treppe hinunter. Mein Wecker zeigte fast halb zwölf an. Durch das Fenster drangen das Gekreische der Nachbarkinder und das monotone Gurren der Tauben. Im Zimmer war es kalt, da das Fenster die Nacht über gekippt gewesen war. Heute war mein einziger freier Tag in der Woche, und Hannes und ich hatten verabredet, zusammen auf den Flohmarkt zu gehen, danach wollten wir in der Frühlingssonne Kaffee trinken und ein paar Freunde zum Essen einladen. Nach dem gestrigen Abend war ich mir nicht mehr sicher, ob wir den Tag gemeinsam verbringen würden. Wie ich ihn kannte, hatte Hannes sich verkrümelt, um mir und eventuellen Diskussionen aus dem Weg zu gehen.

Wäre er zu Hause und zwischen uns alles im Reinen, hätte ich ihn gefragt, ob er mir einen Kaffee brächte. Das war unser Ritual, uns an freien Tagen gegenseitig Heißgetränke ans Bett zu bringen. Dann kuschelten wir uns unter die Decke, quatschten, tranken Kaffee und Tee und überlegten, was wir an dem Tag unternehmen wollten. Aber Hannes war nicht da, mit uns war nicht alles im Reinen, und ich würde meinen Kaffee selbst kochen müssen.

In der Küche hing noch der Wachseruch des ausgeblasenen Teelichts, das im Stövchen unter Hannes' Morgentee gebrannt hatte. Seine Zimmertür stand offen, genau wie das Badezimmerfenster, und es zog kalt herein. Im Flur klingelte das Telefon.

»Hallo.«

»Hi, ich bin's.«

Nicos Stimme war mir fast so vertraut wie meine eigene,

auch wenn wir uns nur noch alle zwei oder drei Monate sahen. Er wohnte in Hannover, hatte dort studiert und arbeitete nun als Musikpädagoge. Den Hörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt, drehte ich die Espressokanne auf und befüllte sie mit Wasser und Pulver. Nico klang beschwingt, er kam gerade vom Joggen, war schon immer ein ehrgeiziger Läufer gewesen und bei jedem Wetter den Fluss im Dorf entlanggeprescht. Selten hatte ich ihn so gelöst gesehen wie nach einem ausgiebigen Sprint, wenn er sich ins Gras fallen ließ, die Kiefer entspannt, das schweißige Gesicht und der Blick weich von den Endorphen, die beim Laufen durch seinen Körper gespült wurden. In solchen Momenten wollte ich mich ganz nah neben ihn ins Gras legen.

Während ich darauf wartete, dass der Kaffee nach oben blubberte, schloss und öffnete ich meine linke Hand. Das Kribbeln war bereits über die gestern gezogene Linie hinausgewachsen.

»Wie lange geht dein Job noch?«, fragte er.

»Zwei Wochen.«

»Perfekt! Und danach?«

»Keine Ahnung. Warum?«

Ich arbeitete als Aushilfsbriefträgerin. Gute Bezahlung und viel Bewegung. Mit dem schwer beladenen Rad gelangte ich in Ecken Hamburgs, die mir so fremd waren, als wäre ich in einer anderen Stadt. Angenehmer war die Arbeit im Sommer, da die Tour bei Regen und Kälte schnell zur Qual wurde. Mit rot gefrorenen Fingern die Post heraussuchen, die Umschläge und Zeitschriften, die von der Feuchtigkeit aneinanderklebten. Morgens vor Sonnenaufgang aufstehen, auch samstags. Die Temperaturen waren zwar in den letzten Tagen gestiegen. Trotzdem hatte ich nichts dagegen, dass mein Vertrag bald auslief und ich wieder das Arbeitslosengeld beantragen konnte.

»Hast du Lust, mitzukommen, meine Mutter besuchen?«, fragte Nico.

»Deine Mutter?« Seine Frage überraschte mich. Immerhin hatte er seine Mutter seit seinem siebzehnten Lebensjahr, also seit über zehn Jahren, nicht mehr gesehen. Er hatte ihr nie verziehen, dass sie damals, ohne Vorankündigung oder Erklärung, eines Nachmittags ihre Sachen gepackt hatte und abgehauen war.

Nur zu gut erinnerte ich mich an den Morgen nach ihrem Verschwinden. Nico war kurz nach Sonnenaufgang bei mir zu Hause aufgetaucht, die Schatten unter seinen Augen so dunkel, dass ich im ersten Moment gedacht hatte, er wäre verprügelt worden. Seine Lederjacke war ihm von den Schultern gerutscht, die Schnürsenkel seiner Doc Martens flatterten um seine Knöchel, und die braunen Locken hingen wirr um seinen Kopf und verliehen ihm das Aussehen eines Welpen, der sich im Sturm verlaufen hatte. An diesem Morgen sah ich Nico das erste Mal weinen. Sein rostiges Schluchzen bohrte sich tief in meine Brust.

»Wann denn?«, fragte ich jetzt, schloss erst das Badezimmerfenster und dann Hannes' Zimmertür.

»In zweieinhalb Wochen. Einmal nach Spanien und wieder zurück.« Nico erzählte, dass Robert, sein Vater, zu Hause ausgemistet hatte und die letzten Sachen seiner Ex-Frau loswerden wollte. Nico habe ihm angeboten, ihr den Kram vorbeizubringen, vorausgesetzt, Hannes und ich hätten Zeit und Lust, mitzukommen. Er schlug vor, mit dem alten, hundertfach geschweißten Mercedesbus von Hannes und mir zu fahren. Erst quer durch Frankreich, dann ein paar Tage nach Spanien, zu seiner Mutter und wieder zurück, insgesamt drei bis vier Wochen.

Da ich mein Leben nicht weiter geplant hatte als bis zur Beantragung des Arbeitslosengeldes, kam mir der Vorschlag gelegen. Der Urlaub würde mir Aufschub geben, und mit etwas Abstand kam hoffentlich die nötige Klarheit, um zu entscheiden, was ich als Nächstes tun wollte.

»Warum nicht«, sagte ich.

»Cool, dann muss ich nicht alleine mit ihr sein.«